

Wir haben nichts zu verschenken

Vor den Toren Europas wird gestorben. Bessere Überwachung und strengere Gesetze sollen die Lage verbessern. Doch viele zweifeln daran. Die Zahl der Flüchtlinge ist weltweit hoch, die wenigsten gelangen bis Europa. Die Abschottung funktioniert – zu einem hohen Preis.

EVA MARIA BACHINGER

Der braune Sarg trägt die Nummer 36, daneben stehen Dutzende andere, geschmückt mit roten Rosen. Auf den weißen Kindersärgen sitzen Stoffbären. Am 3. Oktober ist ein Boot mit rund 500 Flüchtlingen gekentert, mehr als 300 sind ertrunken. Fischer haben versucht zu helfen. Und sich damit strafbar gemacht.

Ein Gesetz der Regierung Berlusconi stellt Hilfe für Flüchtlinge seit 2002 als „Schlepperei“ unter Strafe. Im Grunde macht man sich immer strafbar. Hilft man nicht, könnte man wegen unterlassener Hilfeleistung angezeigt werden. Im internationalen Seerecht ist es oberstes Prinzip, Schiffbrüchigen zu Hilfe zu eilen. Aber vor Italiens Küsten gilt die nationale Regelung – Flüchtlinge abwehren, Helfer kriminalisieren.

Othmar Karas, Abgeordneter im EU-Parlament, reagiert betroffen: „Das war ein Weckruf der Fischer. Ich habe von diesem Gesetz nichts gewusst.“ Vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte würde es nicht halten, davon ist er gemeinsam mit dem Experten Manfred Nowak überzeugt. Dennoch gilt das Gesetz in einem EU-Staat. Hier offenbart sich, wie stark nationale Interessen nach wie vor im Vordergrund stehen. „Es ist ein Spannungsverhältnis“, sagt Karas, „die nationalen Staaten wollen keine Einmischung. Dass diese Maßnahme inakzeptabel ist, steht außer Streit.“

Selbst der Freiheitliche Andreas Mölzer hält es für „reinen Schwachsinn“. Österreich habe seit der schwarz-blauen Regierung eine ähnliche Regelung, sagt Novak. Wer mit dem Vorsitz, das Verfahren zur Erlassung oder die Durchsetzung aufenthaltsbeendender Maßnahmen hintanzuhalten, einem Fremden den unbefugten Aufenthalt im Hoheitsgebiet eines Mitgliedstaates der EU erleichtert, riskiert bis zu sechs Monate Haft. Novak: „Unser Glück ist nur, dass wir kein Meer haben, in dem Menschen ertrinken können.“

Das jüngste Flüchtlingsdrama ist kein Einzelfall. Im Mai 2007 trieb ein Boot mit 27 Männern sechs Tage lang führungslos im Mittelmeer. Zwei Fischereischiffe fuhren vorbei, ohne zu helfen. Drei Tage und drei Nächte harter Regen, in der Kälte, ohne Essen, ohne Wasser. Erst dann wurden sie von Italiens Marine gerettet.

Im Juli 2009 setzte der Motor eines Boots mit 82 Flüchtlingen aus. Dutzende Schiffe fuhren vorbei, ohne zu helfen. Mehr als drei Wochen vergingen, bis die letzten fünf Insassen gerettet wurden. 77 Menschen sind damals gestorben. Über die Folgen solcher Tragödien machen sich Traumaforscher wie Klaus Ottomeyer Gedanken: „Diese Erinnerungen werden die Flüchtlinge, aber auch die Zeugen nie wieder verlassen. Nötig wären Therapien, Gottesdienste. Jedem Inländer würde man sofort psychologische Not Hilfe anbieten, wie beim Tsunami in Südostasien. Doch für viele sind diese Flüchtlinge Opfer zweiter Klasse. Das Mitleid ist anfallsartig zwar da, verschwindet aber auch schnell wieder.“

In Lampedusa herrscht Ausnahmezustand. Chiara Montaldo von Ärzten ohne Grenzen ist dort im Einsatz: „Ich habe schon in vielen Ländern gearbeitet, aber ich hätte nie gedacht, dass meine Arbeit hier so

schwer sein könnte. Man erwartet das nicht in Europa.“ Vor allem junge Männer stranden an der Küste, zuletzt vermehrt Familien aus Syrien, Frauen, Kinder, alte Menschen. Viele haben Familienangehörige verloren, wie der Mann mit einem zweijährigen Kind, dessen schwangere Frau bei der Überfahrt gestorben ist. „Es herrscht eine große Traurigkeit und Ohnmacht. Viele sind kraftlos.“

Die Ärztin ist täglich mit 100 Neuankommelingen konfrontiert. „Sie sind Helden. Ich schäme mich, wenn ich ihre Geschichten höre.“ Die Mehrheit kommt aus Syrien, Eritrea, Sudan, Somalia. Sie alle flüchten vor Bürgerkrieg – der eine ist medial präsent, der andere verdrängt. Die Aufmerksamkeit gilt „wirklichen Flüchtlingen“ wie jenen aus Syrien, andere gelten als Wirtschaftsflüchtlinge – als ob die Grenze so klar wäre. Eine offizielle Todesopferstatistik fehlt, laut Hilfsorganisationen sollen seit 1988 im Mittelmeer und vor den Kanaren etwa 20.000 Menschen ertrunken sein. Die Dunkelziffer ist hoch, immer wieder werden Überreste von Plastikbooten und Leichen entdeckt.

Asyl und Migration sind Bereiche, die nur europaweit sinnvoll gelöst werden können. Darüber sind sich alle einig. Die EU-Kommission will eine bessere Verteilung von Flüchtlingen, scheitert bisher aber am nationalen Widerstand, unter anderem an Österreich. Derzeit setzen die Innenminister auf bessere Überwachung und den Kampf gegen Schlepper durch den Grenz-

Für viele sind diese Flüchtlinge Opfer zweiter Klasse.

Klaus Ottomeyer, Traumaforscher

schutz Frontex. Wichtig wäre aber, Asyl und Zuwanderung besser zu trennen. Da es kaum Möglichkeiten gibt, auf legalen Weg einzuwandern, kommen viele Menschen über die Asylschiene. Politiker werden nicht müde, die illegale Einreise zu bekämpfen, und rücken damit Flucht in die Nähe von Kriminalität. Ressentiments werden geschürt. Jetzt ruft die ÖVP nach mehr Entwicklungshilfe. Da stellt sich die Frage, wie es kommt, dass Österreich dafür so wenig Geld zur Verfügung stellt – statt der international vereinbarten 0,7 Prozent des Bruttonationaleinkommens nur 0,28 Prozent.

Möglichkeiten, der Lage Herr zu werden, gibt es. Seit Langem fordert das Flüchtlingshilfswerk der UNO eine Regelung, die es Menschen erlaubt, den Antrag auf ein humanitäres Visum in einer Auslandsvertretung der EU stellen zu können, um eine sichere Einreise zu gewährleisten. In der EU könnten sie dann den Ausgang des Asylverfahrens abwarten. In den Neunzigerjahren war das noch möglich. Doch lieber setzt man jetzt auf zweifelhafte Kooperationen, was Ulrike Lunacek ärgert. „Libyen hat weder die Genfer Flüchtlingskonvention unterzeichnet noch bietet es Flüchtlingen Schutz. Weitere Abkommen sind mit Algerien und Tunesien geplant, die im Flüchtlingsbereich ebenfalls große Defizite aufweisen.“ Manfred Nowak hält die Maßnahmen für eine „völlige Augenauswischerei. Man kann nicht dagegen sein, dass das Mittelmeer besser überwacht wird, aber das

Problem muss an der Wurzel gepackt werden“.

Die EU-Kommission hat schon im April vorgeschlagen, Frontex zur Rettung von Flüchtlingen gesetzlich zu verpflichten. Zudem gibt es die „Massenzustroms-Richtlinie“, die während des Bosnienkriegs angewandt wurde und nun totes Recht ist. Damit könnte man Syrien humanitären Schutz gewähren.

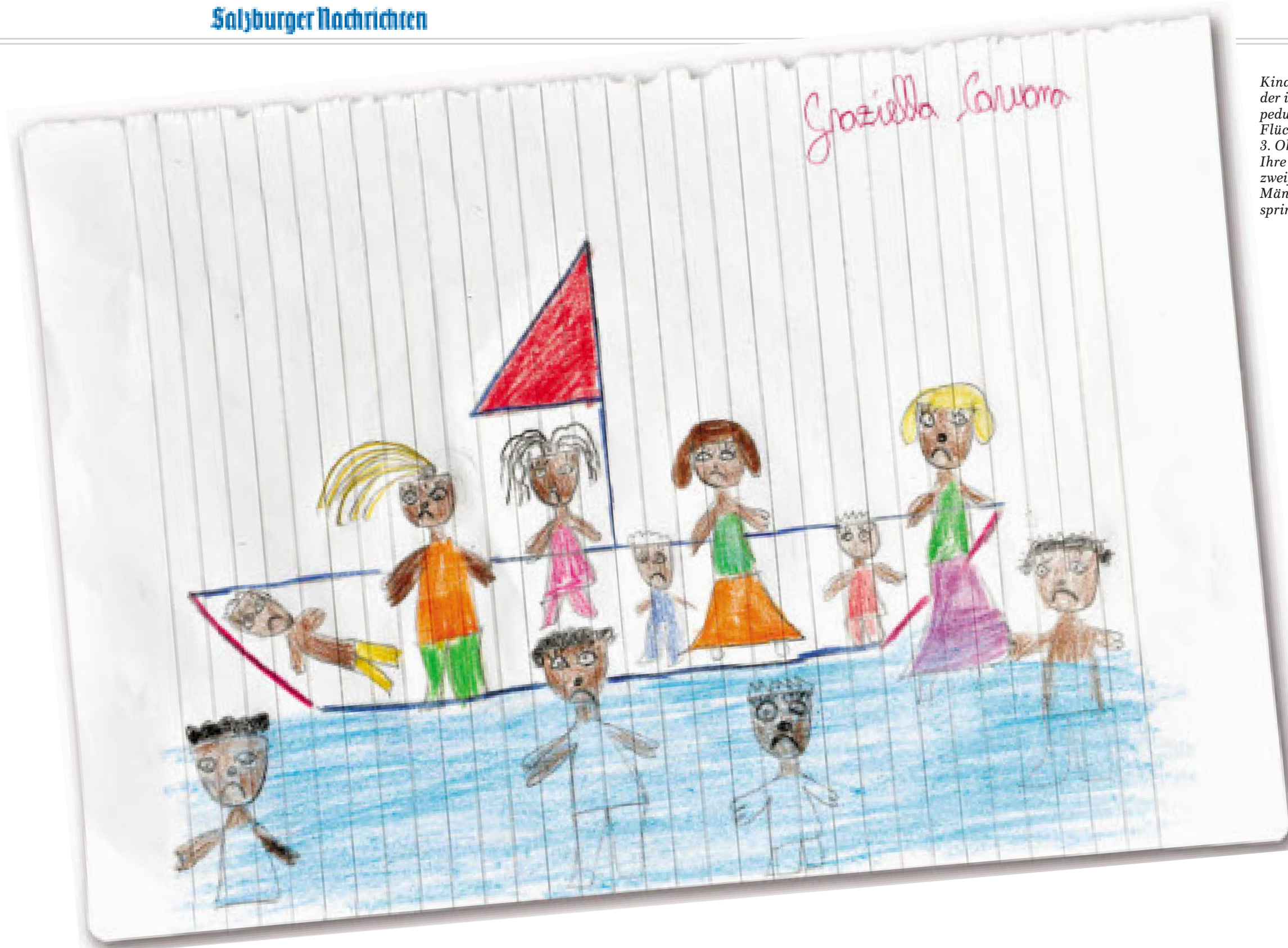
Viele beschäftigen sich nun mit dem Sterben im Mittelmeer. Es ist uns nahe, das Mittelmeer bedeutet Urlaub. Doch die wahren Flüchtlingsströme spielen sich nicht hier ab. Insgesamt sind nach UNO-Angaben 45 Millionen Menschen auf der Flucht, so viele wie seit 1994 nicht mehr. In den Nachbarstaaten Syriens harren mehr als zwei Millionen aus, 50.000 sind nach Europa gelangt. Vier von fünf Flüchtlingen weltweit leben in Entwicklungsländern. Ganz Europa nimmt, wenn man der Innenministerin Johanna Mikl-Leitner glaubt, jährlich 300.000 Asylbewerber auf. Doch man müsse zwischen Flüchtling und Asylbewerber unterscheiden, sagt Ruth Schöffl vom UNO-Flüchtlingshilfswerk. „Während in den industrialisierten Staaten alle Schutzsuchenden zuerst ein Asylverfahren durchlaufen müssen und währenddessen Asylbewerber sind, erkennen viele andere Staaten in Afrika und Asien allen Schutzsuchenden sofort Flüchtlingsstatus zu – dadurch ergeben sich für Europa auch die meisten Asylbewerber.“ Schöffl war kürzlich im Tschad, wohin rund 200.000 Menschen aus dem Sudan geflohen sind. Der Tschad verweigert keinem Flüchtling den Übertritt. Einzige Bedingung: Sie dürfen keine Waffen mitbringen.

Auf vergessene Tragödien weist stets auch Ärzte ohne Grenzen hin. In der Zentralafrikanischen Republik mit fünf Millionen Einwohnern gibt es nur 300 Ärzte. Im Kongo – einem Land so groß wie Westeuropa – stirbt jedes fünfte Kind vor seinem fünften Geburtstag. In der Elfenbeinküste tobt ein blutiger Bürgerkrieg.

Gestorben wird auch an den Ostgrenzen Europas. Jedes Jahr nach der Schneeschmelze werden in den Wäldern zur Ukraine Leichen erfrorener Flüchtlinge gefunden. Der Kurzspielfilm „Schneeglöckchen“ der Regisseurin Jenny Gand gibt den nüchternen Zahlen ein Gesicht.

Der Druck an Europas Grenzen ist ein Ausdruck der sozialen Kluft weltweit. Er wird in Zukunft gewiss nicht geringer, solange es Armut, Landraub, Überbevölkerung gibt. Europa befürchtet, von Menschenmassen überflutet zu werden, wenn die Grenzen durchlässiger werden. „Das Problem ist nicht das Bevölkerungswachstum, das weltweit ab 2040 stagnieren wird, sondern die vielen Menschen ohne Perspektive“, meint Werner Boote, Regisseur des Dokumentarfilms „Population boom“. Europa schotte sich ab und versuche, seinen Wohlstand zu sichern. In einer Gesellschaft, in der der Werbeslogan „Geiz ist geil“ gelte und ein reicher Ex-Rennfahrer sage, er habe nichts zu verschenken, wolle man nicht teilen.

Der Traumaforscher Ottomeyer sagt: „Es ist eine Verleugnung der Realität und unseres Gewissens. Der konsumorientiert-verwahrloste Mitteleuropäer schaltet den Fernseher ab. Man will sich die Lebensfreude nicht trüben lassen und die Opfer werden verdächtig, Asylbetrüger und Wirtschaftsflychtlinge zu sein. Nun ist es aber doch für viele schwer vorstellbar, dass alle Asylbetrüger sind.“



Kinder der Grundschule auf der italienischen Insel Lampedusa verarbeiteten die Flüchtlingstragödie vom 3. Oktober auf ihre Weise: Ihre Zeichnungen zeigen verzweifelte Menschen, Frauen, Männer, Kinder, die ins Meer springen.

Bild: Alberto Pizzolia/AFP/Getty Images

Last Exit

Traum-Boot.

Afrikanische Flüchtlinge

erzählen, was ihnen

durch den Kopf ging,

als sie eingepfercht

in ihrem Boot saßen.

Und warum ihnen

Europa kein Glück

gebracht hat.

GUDRUN DORINGER

Yandiba hat sich ihren Namen selbst gegeben. Den, den ihr ihre Mutter gegeben hat, wollte sie nicht mehr. Die Mutter hat sie beschnitten, als sie zwölf war. Ohne Betäubung. Ohne Rücksicht auf ihr Schreien. Die 23-Jährige sitzt in Flip-Flops in einem Flüchtlingsheim in Tirol. Draußen hat der erste Wintern einbruch Schneeflecken auf die Wiesen gespeckt. Yandiba ist eine von 35.085 Migranten, die das Mittelmeer in Lampedusa in diesem Jahr bereits an Land gespült hat. Bei dem Schiffsunglück, das sich vor zwei Wochen vor der italienischen Insel ereignete, sind 364 Menschen ums Leben gekommen. Wie viele Menschen von der 138 Kilometer entfernten nordafrikanischen Küste noch aufbrechen und ihr Ziel nie erreichen, weiß niemand.

Yandiba presst ihre Hände in ihrem Schoß zusammen. Die Tränen lässt sie auf ihren Rock tropfen und erzählt. Von dem Dorf in Sierra Leone, in dem sie aufgewachsen ist. Von ihrem Mann und der kleinen Tochter. Von der Beschneiderin, die ihre Mutter war. „Als sie starb, sollte ich ihren Platz einnehmen. So war es Tradition.“ Nur hatte Yandiba am eigenen Leib gespürt, was es heißt, wenn Traditionen in Fleisch und Blut übergehen. Sie wollte nicht fortsetzen, was ihr verhasst war. Eines Nachts brach sie auf. „So etwas plant man nicht“, sagt Yandiba. „Irgendwann hält man es einfach nicht mehr aus. Ich habe gespürt, dass meine Entscheidung niemals akzeptiert worden wäre. Ich bin losgelaufen.“ Ihre Tochter ließ sie bei ihrem Mann zurück. Das ist es, was heute am meisten schmerzt.

Yandiba erreichte die Stadt Makeni. Sie schlief ein paar Tage vor einer katholischen

Kirche, bis eine Frau sie ansprach und ihr Hilfe anbot. Wenige Tage später saß Yandiba mit einer zweiten jungen Frau in einem Fischerboot mit Ziel Tunesien. Die beiden ahnten nicht, dass sie zur Ware geworden waren, als sie Festland erreichten. Man brachte sie in ein Freudenhaus. „Männer kamen und vergewaltigten uns für Geld“, erzählt Yandiba. Drei Wochen ließ sie alles wie in Trance über sich ergehen. „Ein weißer Mann kam immer wieder. Er wollte meine Geschichte hören. Irgendwie schien er mich zu mögen“, sagt sie. Der Mann verschaffte Yandiba einen Platz auf einem Schlepperboot nach Europa. „Ich weiß nicht mehr, wie viele Menschen auf diesem Boot saßen. Viele. Viel zu viele“, erinnert sie sich. Sie konnte kaum sitzen. „Meine Vagina war geschwollen. Alles hat weh getan.“ Auf dem Boot gab es nichts zu trinken. Andere hätten Salzwasser geschöpft oder ihren eigenen Urin getrunken, erzählt Yandiba. Sie verzichtete. Zu urinieren hätte ihr erneut Schmerzen bereitet. „Ich wusste nicht, was mich in Europa erwarten würde“, sagt Yandiba. „Nur soviel: Es würde besser sein als das Leben, das ich zurückgelassen habe.“

Yassin Abdul, ein junger Mauretanier mit Rastazöpfen und Kapuzenpulli, ließ sich ebenfalls auf das Geschäft mit der Hoffnung ein und landete auf einem überfüllten Fischkutler. Er war damals 15 Jahre alt und hatte erfahren, dass das Leben nicht viel für ihn übrig hatte. „Ich hatte keine Chance auf eine Ausbildung. Aber selbst die, die eine hatten, haben danach keine Arbeit bekommen“, sagt der inzwischen 20-Jährige. Zudem herrschte Krieg in Mauretanien, Menschen wurden verschleppt. „Daheim war das Risiko, nicht alt zu werden, groß. Also konnte ich genauso gut in ein Schlepperboot steigen und sehen, ob ich das überlebe“, schildert Yassin.

„Man findet die Schlepper, meistens Araber, am Strand, fragt sich durch, erfährt Passwörter und kommt an die richtigen Leute.“ Yassin hatte seinem Großvater viele Male beim Fischen geholfen. Weil er dem Steuermann zur Hand gehen konnte, wenn dieser müde werden würde, nahmen ihn die Schlepper ohne Bezahlung mit. „Wir sind in der Nacht los. Zollbeamte wurden bestochen, damit sie die Überwachungskameras für einige Minuten ausschalten. In diesen Minuten sind wir von einem Haus, in dem wir alle auf diesen Moment gewartet hatten, zum Boot gelaufen.“ Erst auf dem Wasser wurde Yassin klar, wie überfüllt es war. Es saßen etwa 250 Leute im Boot. 50 sollten die Überfahrt nicht überleben.

„Die Menschen gehen unterschiedlich mit ihrer Angst um. Manche schließen die Augen, reden gar nichts und versuchen, sich weit weg zu denken. Andere machen Witze, wollen die Situation irgendwie auflockern. Andere halten es irgendwann nicht mehr aus und springen ins Wasser“, erzählt Yassin. Er gehört zur ersten Sorte, schloss die Augen und dachte an festen Boden, auf den er seine Füße würde setzen können. „Ich hatte vorher schon Europäer gesehen. Sie kamen als Besucher nach Afrika, haben gelacht und mit Kindern gespielt. Ich dachte, es wäre umgekehrt genauso.“ Ein spöttisches Lächeln huscht über sein Gesicht. „Über Ausbildung und Menschenrechte reden die Europäer gerne. Gespürt habe ich davon nichts.“ Als er in Spanien an Land ging, wurde er festgenommen, erzählt Yassin. „Dann verlangten Polizisten, dass ich mich für eine Ganzkörperuntersuchung nackt ausziehe.“ Er gerät in Rage. „Wir wurden im Erstaufnahmезentrum gehalten wie Tiere“, sagt er. „Viele haben Furchtbare erlebt, sie schreien in der Nacht, aber es kümmert niemanden.“

Er wolle keine Almosen, betont Yassin. „Ich habe mit acht Jahren zu arbeiten gelernt. Ich möchte etwas tun. Ich möchte arbeiten und meine Steuern bezahlen. Ich bin jung, habe kräftige Hände, ich bin bereit.“ Aber er darf nicht. Vielen Asylbewerbern geht es ähnlich. Die besten Jahre ihres Lebens warten sie auf den Ausgang ihres Asylverfahrens und haben in dieser Zeit keinen Zugang zum Arbeitsmarkt. „Europa hat mir kein Glück gebracht“, sagt Yassin. „Was mir hier fehlt ist Freiheit“, sagt er und bemerkt selbst, wie seltsam das klingt aus dem Mund eines Mannes, der aus einem autoritär regierten Land kommt, in dem Demonstranten systematisch gefoltert werden.

Was er noch vermisst, ist seine Familie, sind seine Freunde. „Niemand verlässt seine Heimat gern“, sagt Yassin. „Wenn es gelänge, in Afrika mehr Demokratien einzurichten, gäbe es nicht so viele Flüchtlinge. Aber ich habe das Gefühl, dass sich Europa aus wirtschaftlichen Interessen mit einigen Machthabern ganz gut arrangiert hat. Statt bei der Demokratisierung zu helfen, baut Europa lieber höhere Mauern.“

Yandiba, die junge Frau aus Sierra Leone, wartet nun seit zwei Jahren auf den Bescheid, in Österreich bleiben zu können. Die Befragungen quälen sie. Manchmal sitzt sie Menschen gegenüber, die ihr ihre Geschichte nicht glauben. Dann bestätigt ein ärztliches Attest die Beschneidung und die sexuelle Misshandlung. Das Zimmer in ihrem Flüchtlingsheim teilt sie mit einer Frau, die ihren Bescheid bereits bekommen hat – negativ. Doch das Papier ändert nichts. Die Frau weiß nicht wohin und bleibt.

Yandiba denkt oft an ihre Tochter. Sie hat erfahren, dass ihr Mann nicht mehr lebt und die Tochter allein ist. Möglich, dass sie irgendwann ebenfalls in ein Boot steigt.